

Illustriertes Unterhaltungsblatt



Beilage zum Taunusboten (Homburger Tageblatt).

1915.



Der Kampf um die Dardanellen. Ein Landungsversuch der Engländer,
der die mit riesigen Mitteln unternommenen Anstrengungen der Feinde zeigt.

Nach einer englischen Photographie.

Beim Mann ohne Arme.

Von Leo Heller.

Berlin, im Juli.

„Wo wohnt Herr Unthan?“ fragte ich telephonisch bei einer mir befreundeten Zeitungsredaktion an, die ja schon wegen ihres „Briefkastens“ die Pflicht hat, alles zu wissen. „Mittelstraße, Hotel Stadt London“, war die Antwort.

Ich setze voraus, daß man weiß, wer Herr Unthan, den ich zu besuchen gedachte, ist. Nichtsdestoweniger finde ich mich bereit, noch einmal festzustellen, daß C. S. Unthan mit jenem Mann identisch ist, der seit einem Menschenalter die ganze Welt bereist hat, um von den Bühnen der Spezialitätentheater aus den Beweis zu führen, daß auch ein armlos Geborener das Geigen wie Paganini, das Rasieren wie Gady und das Maschinschreiben wie Frida Klapperschlange verstehen kann. Ich habe diese Erläuterungen gegeben, weil ich daran dachte, daß ich einmal einen Droschkentutscher gefragt habe, ob er wisse, wer Goethe gewesen sei. Worauf der Mann sofort erwiderte, daß er bei einem Goethe noch nie eingekehrt sei. Seit diesem denkwürdigen Augenblick bin ich hinsichtlich der Volkstümlichkeit berühmter Namen einigermassen mißtrauisch geworden. Denn es könnte wohl sein, daß man mir, wenn ich nach Unthan fragte, hier und da antworten würde: „Ach, Sie meinen wohl den Mann ohne Beine?“ Dieser Möglichkeit habe ich also geziemend vorgebeugt.

Was einem Beinlosen nie möglich wäre, dem Armlosen ist es eine Kleinigkeit. Er wohnt im vierten Stock eines Hotels, dem seine Firma in diesen Tagen solche Ungelegenheiten bereitet, daß es sich zu einer Amputation der Hälfte seiner Glieder entschloß. Es heißt gegenwärtig nicht „Hotel Stadt London“, sondern schlaunweg „Hotel Stadt“. „London“ ist mit weißer Farbe übermalt. Recht geschieht ihm!

Unthans sind ganz reizende Leute. Er, ein herkulisch gebauter Mann in der Mitte der Sechziger, die richtige Ostpreußenfigur, mit vielen Fältchen im runden Gesicht und bürrstenartig geschnittenem Haar, sie mit einem so echten lieben Wiener G'ichterl, daß man sie, wenn man sie auch gar nicht kannte, am liebsten mit Frau Wabi und Frau Benzl ansprechen möchte.

Herr C. S. Unthan reicht mir zur Begrüßung den Fuß. Nachdem ich seine Beine herzlich geschüttelt hatte, lud er mich mit einer freundlichen Fußbewegung zum Sitzen ein.

Wenn es heißt, daß aller Anfang schwer ist, so trifft dies für die Unterredung, die ich mit Herrn und Frau Unthan zwei Stunden hindurch führte, nicht zu. Da weder er noch sie Diplomaten sind, die jedes Wort vor dem Ausprechen auf die Goldwage legen müssen, so ergab sich im Handumdrehen eine Plauderei, um die uns sämtliche stridenden Damen der Zentralmächte beneidet hätten. Während Unthan in seiner lebhaften, mitunter mehr als temperamentvollen Weise erzählte, fragte er sich bisweilen mit der großen Behe seines rechten Fußes die Nase oder er schlug mit dem geballten Fuß auf den Tisch. Zuerst hatte er eine Art Pantoffel angehobt, als sich aber unser Verkehr intimer gestaltet hatte, verzichtete er auf diese lästige Hülle bloßer Konvenienz.

„Ich bin,“ berichtete Herr Unthan, indem er sich mit dem Fuß durch die Bürste seines Haars gefahren war, „geborener Ostpreuße. Ich wurde im Jahre 1850 in Königsberg als armloser Sohn eines Lehrers geboren. Als ich ein Jahr alt war, hat man mir eine brennende Kerze vorgehalten, nach der ich eifrig mit den Füßen gegriffen haben soll. Frühzeitig hat sich mein Verneiser gezeigt. Während meine Geschwister an

dem Tisch ihre Schularbeiten machten, oder voran unterrichtet wurden, saß ich gewöhnlich unter dem Tisch mich hinter der Decke und lauschte begierig den Unterrichts. In dieser Zeit habe ich auch mit meinen Füßen die Schreibversuche gemacht. Wie erstaunt waren die Eltern und Geschwister, als ich mich eines Tages vor sie hinsetzte und tadellos zu schreiben begann. Bald nachher trat ein Gymnasium ein, das ich bis zur Obersekunda besuchte. Da mein Vater später nicht mehr die nötigen Mittel hatte, um mir ein Weiterstudium zu ermöglichen, begann ich zu treiben, Zuerst auf eigene Faust. Nachdem ich lange darüber nachgedacht hatte, wie man mit dem Geigen kann, hatte ich endlich eine Art Gestell ersonnen, dem ich die Geige mit Strumpfbändern festband und verschiebbaren Sitz, von dem aus meinem Fuße, der wie ein Bogen bewaffnet war, freier Spielraum geboten wurde. Ich ließ mich zum Konzertgeiger heranzubilden, besuchte ich eine Zeitlang das Leipziger Konservatorium. Da man aber im allgemeinen nicht würdiger Konzerteveranstaltungen an meiner Art, statt der Hände, mit den Füßen Geige zu spielen, Anstoß nahm, wurde ich mich auf die Varietébühne gedrängt. Als Artist habe ich die ganze Welt bereist.

Da Unthan im Roman „Atlantis“ von Gerhart Hauptmann eine bemerkenswerte Rolle spielt, lenkte ich das Gespräch dieser Richtung hin.

„Ja,“ meinte Unthan, „die Art und Weise, auf die ich dazu gekommen bin, Romanfigur und später Filmdarsteller zu werden, ist immerhin erzählenswert. Am 30. Januar 1901 schiffte ich mich in Bremerhaven auf dem Dampfer „Globe“ genau ein Jahr später ein so tragisches Ende gefunden, um nach New-York zu gelangen. In Southampton bestiegen einige neue Passagiere das Schiff. Ich habe nicht viel um sie gekümmert, bis eines Morgens ein Bekannter fragte: „Wissen Sie schon, daß wir den deutschen Dichter an Bord haben?“ — Darauf ich: „Sudermann wohl?“ — „Nein, Gerhart Hauptmann.“ — „Nein, Gerhart Hauptmann muß ich gestehen, daß ich verdammt wenig von Gerhart Hauptmann gehört hatte. Du lieber Gott, man treibt sich die Welt umher, klettert von einer Varietébühne auf die andere, da hat man verdammt wenig Zeit, seine Litteraturkenntnisse zu bereichern. Abgesehen davon, vor einem Dichter falle ich nicht um. In erster Reihe hat für mich der Mensch vor dem Dichter. Aber ich war doch auf Hauptmann aufmerksam geworden. Ich sah ihn auch bald nachher, wie er mit einem Leichenbühnenüber das Verdeck hinwankte. Er hatte die See übersehen. Außerdem hatte er damals in Berlin mit einem neuen Pech gehaft. Er war aus Paris gekommen, wo er die Aufführung seines „Hannele“ beigewohnt hatte und war auf dem Wege nach New-York, wo „Hannele“ zum erstenmal aufgeführt werden sollte. Dazu saßen ihm noch, wie ich später erfahren sollte, heiligsten privater Natur in den Knochen. Kurz nachher Hauptmann bot damals ein Jammerbild. Auf einer Reise kommt man einander bekanntlich leicht näher. Bald nachher kam ich mit dem größten deutschen Dichter auf ziemlich weitem Fuß und wir sprachen, soweit es sein leidender Zustand gestattete, über Weltanschauung und Litteratur. Hauptmann stellte Shakespeare als Dramatiker über Goethe, Gerhart Hauptmann, umgekehrter Ansicht zu sein. Die Frage, ob er lange nicht entschieden, da winkte die Freiheitsstatue über den Meeresspiegel herüber. . . Neunzehn Jahre später fahre ich nach England, unterhalte mich mit einem Reisegefährten über die

Seither habe ich von dem größten deutschen Dichter nichts mehr gehört.

Vor drei Jahren hat sich Unthan von der Ausübung des Artistenberufes zurückgezogen. Er lebt in Prag, er in der Nähe der bekannten „Villa Groebe“ ein idyllisches Heim bewohnt. Dort läßt er sich die Knödel, Buchten und Dalken schmecken, die er trotz seiner ostpreussischen Herkunft kennen und lieben gelernt hat und die eine Köchin, die schon seit 30 Jahren bei Unthans den Kochlöffel schwingt, herrlich herzustellen versteht. Er ist nach Berlin gekommen, um dem Vaterland in seiner Art uneigennützig seine Dienste anzubieten. Er will denen Tröster und Helfer sein, die im Verlauf des Krieges um ihre Arme gekommen sind. Er will den Bedrückten und Kummerbelasteten zeigen, daß man auch ohne Arme durchs Leben kommen kann, daß man auch ohne Arme Erwerbsmöglichkeiten besitzt und sich und der Mitwelt nützlich werden kann. Und immer, wenn der sonnige Mann in den Lazaretten auftaucht, um Proben seiner Kunstfertigkeit zu geben, die nicht der Arme und Hände bedarf, um vollendet zu sein, dort erhellen sich die traurigen Züge, dort fliegt über blasse Gesichter ein Leuchten der Hoffnung. Noch nie hat sich Unthan so glücklich gefühlt als jetzt, da er Samariter geworden ist.

Der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Goldscheider hat in der medizinischen Abteilung des Kriegsministeriums den Vorschlag gemacht, in einem Vororte Berlin alle Armlosen zu vereinigen und ihnen durch Unthan eine probeweise Unterweisung in allen Arbeiten, die Menschen ohne Arme leisten können, zu geben. Möge dieser Vorschlag zum Beschluß erhoben werden. Es ist in der Tat ein Stück segensreicher Arbeit, die da zu leisten ist.

Der Friedenspalast.

Deutsch von G. Hesse.

(Nachdruck verboten.)

um sich doch nicht einig zu werden — sie alle sind verschwunden. Und endlich, zum erstenmal herrscht Friede im Palast. Der Friede wohnt darin, ganz allein.

Man wandert und wandert in dem stimmungsvollen Schweigen wie in einem verschwundenen Schloß. Man geht von Salon zu Salon, von Korridor zu Korridor, und ist bestürzt, hingerissen und verwirrt. Mit leisen Schritten bleibt man vor der Schwelle stehen, als würde man wie im Märchen das schlummernde Dornröschen überraschen.

Als ich in den Hof blickte, ließ ich den Blick in ein Fenster schweifen. Ich sah und erbehte — es war kein Dornröschen, sondern ein Mann. In einem großen, mit Akten angefüllten Raume sitzt ein Mensch, ein richtiger, lebendiger Mensch. Ich hatte einen geheimnisvollen Bewohner des großen, stillen Palastes entdeckt. War es der einzige Überlebende der internationalen Sekretariate, Archive und Bibliotheken? Der Bund der Nationen, die Verständigung der Erdteile, die Vereinigung der Völker, vereinten sie sich in diesem phantastischen Individuum? War er hier vergessen worden? Oder durch Irrtum zurückgeblieben? Vielleicht hatte er im Trubel der allgemeinen Flucht den Ausgang nicht gefunden? Oder war er ganz in seine archaische Arbeit vertieft, ahnte nichts vom europäischen Kriege und beschwor ihn ruhig weiter in seinen kalligraphischen Buchstaben? Oder die Kunde von dem Konflikt war noch nicht zu ihm gedrungen . . . ?

Auf den Beinen schlich ich mich still hinweg.

Dabei kommen wir auf den Untergang der „Elbe“
Während ich von dem Schiff und seinem wackeren
Sturt v. Goessel erzählte, sagt mir plötzlich mein Gegen-
Ich glaube, daß Sie Gerhart Hauptmann in seinem
Roman „Atlantis“ behandelt hat.“ Kurze Zeit später
in der Lage, von der Schilderung, die Hauptmann von
geben hat, persönlich Kenntnis zu nehmen. Aus mir
wurde ein „Stoß“ geworden. Sehr bedauert habe ich es, daß
nicht dem tapferen und fechtüchtigen Kapitän der „Elbe“,
Goessel, kein würdiges Denkmal gesetzt hat. Wieso
Hauptmann zu dem Urteil gekommen war, daß
im Roman heißt er „Kessel“, der später zugleich mit
Schiff das Ende in den Wellen gefunden hat, ein
Patron, eine ausgesprochene „Landratte“ gewesen sei,
nicht. Tatsache ist, daß Goessel einer der besten
des Norddeutschen Lloyd's gewesen ist, ein Prachtferl,
sich nur das Allerbeste sagen läßt . . .

Die Nordische Filmkompanie, welche die Herstellung
des „Atlantis“ plante, sich bei Hauptmann erkundigte,
zur Darstellung des Artur Stoß am geeignetsten
war, ließ der Dichter die Antwort schuldig. Als mich die
zur Mitwirkung an dem Film heranzog, richtete
Hauptmann ein Schreiben, in dem ich den Dichter bat,
sachlich der Interpretation der Rolle gewisse Weisungen
Die Antwort, die ich von Hauptmann erhielt, war
sachlich. Sie lautete:

„Lieber Herr Unthan!

Ich stehe, der Filmaufnahme der „Atlantis“ vollkommen
und will und kann keine Einflussnahme geltend
machen.“

ini schreibt aus dem Haag an den Corriere della
Ich bezierengehen gelangt man am Ende einer Haupt-
Wir den großen geheimnisvollen Palast, der mitten in
f ich: sterten Park träumerisch dasteht. Es ist der
Hauptma prächtigste, riesigste aller Paläste — er gleicht
n Gerher königlichen Wohnung und auch einem Bahn-
reißt auf

stumm und verlassen steht er da.
naturle ihn besuchen. Ein Besuch in diesem schwer-
e ich: unde ist einmal Sitte. Es dient in Wirklichkeit
Kensch, besucht zu werden. Es ist der Friedenspalast.
n genu ich durch den entblätterten, eifigen, tristen Garten
Reicher, langte ich auf einer breiten Allee an ein Portal
die: orraum.

it war leer. Die Salons mit Kirchenfenstern,
alen Treppen, die Säulenhallen aus kostbarem
mit seltenem Holz getäfelten Wände der Säle,
mit Gobelin- oder Utrechter Samtbehängen —
überbar leer. Gedämpft hallt das Echo wie in
svollen, sagenhaften, feierlichen Mausoleum.

Welter der Nationen sind einer nach dem andern
Mitglieder der Kongresse, Kommissionen und
Schiedsgerichte, die im Namen des Friedens
en, diskutiert, geschrieben und verhandelt hatten,

Der Weltkrieg.

Im Gegensatz zu der Ruhmredigkeit unserer Feinde, die ge-
wohnt sind, aus jeder Mücke einen Elefanten zu machen
und die auch aus politischen Gründen genötigt sind, manchen
kaum wahrnehmbaren Erfolg zu einem „gewaltigen“ Ereignis,
zu einem „großen Sieg“ aufzubauschen, sind wir zurückhaltend
und bescheiden. Aber wie viele unserer Erfolge von mittlerer
Bedeutung gehen unsere Heeresleitungen vorüber, ohne ihnen
in den lakonisch abgefaßten Berichten auch nur ein Wort zu
widmen. Unsere Feinde zeigen sich jederzeit gern dazu bereit,
einzufahren, bevor die Zeit der Ernte gekommen ist, wir aber
warten, bis das Korn völlig ausgereift ist, warten mit ruhiger
Zuversicht und frommer Gelassenheit. Wir wissen, daß der
Tag, unser Tag kommen wird.

Zu diesem treuen Bewußtsein, in dem sich unser
unbegrenztes und unerschütterliches
Vertrauen auf
unsere Armeen
und ihre Führer
ausdrückt, wurden
wir durch den
Verlauf der Dinge
auf allen Kriegs-
schauplätzen wäh-
rend der letzten
Woche noch ge-
stärkt. Ludwig
Ganghofer hat
nicht nur von
einem Kaiserwort
gejarrt, das
dieser Tage ge-
fallen ist und das,
wenn es bekannt
werden dürfte,
den Jubel von
Millionen aus-
lösen würde. Die
Tatsachen, die uns
aus den Haupt-
quartieren ge-
meldet werden,
sind samt und



Das Grab am Wegestrand: Bestattung gefallener Russen durch Einheimische in Galizien.

sonders dazu angetan, die Hoffnungen, die wir auf das Er-
gebnis des Weltkrieges setzen, zu verdichten.

Im Osten, wo Deutschland mit seinem treuen und be-
währten Bundesgenossen die Wacht hält, hat der Rückzug und
die Verfolgung der russischen Heeresmassen andauert. Stellen-
weise rafften sie sich wohl noch zu erbittertem Widerstand auf,
aber alle Defensivversuche scheiterten. Der Unfähigkeit der
russischen Truppen war es zuzuschreiben, daß ein mutiger Vor-
marsch der Deutschen in östlicher Richtung vom Dunajez über
den San ohne besondere Gefahr gelang. Durch diesen Vor-
marsch, der energisch durchgeführt wurde, lockerte sich allmählich
der Zusammenhang der im Osten Galiziens noch immer
stehenden russischen Heere mit den auf die Wolhynische Grenze
zurückweichenden russischen Truppenteilen. Dieser günstige Um-
stand mußte benützt werden. Galt es doch jede Flanken-
bedrohung für die Zukunft unmöglich zu machen. Unterstützt
von dem linken Flügel, der Mitte und dem rechten Flügel der
Deutschen, erkämpften die Österreicher ihre Siege beim Tanew-
Abschnitt, bei Zamosc und Komarow und bei Mostywjelk.
Deutsche und Österreicher warfen dann den Feind weiter auf

Krystynopol und Sosal und schließlich über Krylow
(65 Kilometer nordwestlich Kamionka-Strumilowa, 92
nördlich Lemberg) zurück. In dieser Zeit befanden sich
hünderten Truppen des Feldmarschalls Mackensen
170 Kilometer breiten Front zwischen Weichsel und
der Linie Josephow-Stary-Zamosc (10 Kilometer
Zamosc)-Krylow im siegreichen Vormarsch in fast
Richtung.

Nach Norden sind die Rückzugstrafen der Russen
besetzten Bug-Narew-Abschnitt gegen die Truppen
vorläufig noch gesichert. Inzwischen steigern ihre Ge-
luste sich von Tag zu Tag; in den ersten vier Juli-
tagen schon wieder fast 26000 Gefangene in unseren
Österreicher Händen gelassen. Auf ihre ganz auffällige
Verluste

den großen Angriff des 9. Mai behandelt, geht her-
erst diesmal mit dem bei weitem ernstesten und
Angriff der Franzosen zu tun hatten. So tapfer
Stürme in der Champagne und an den Maashöhe-
waren, sie konnten sich an Größe der eingesetzten
an Planmäßigkeit der Vorbereitung und Durch-
hingebender Opferwilligkeit der Truppen, an Ent-
der Führung mit dieser gewaltigen Schlacht nicht
Einschließlich der Engländer scheinen auf eine Front
45 Kilometern über 20 Infanteriedivisionen oder
25000 Mann Fußvolk eingesetzt worden zu sein.
Meter etwa sechs Mann. Auf dem Raume aber,
französische Heeresführung die Entscheidung mit ab-
erstrebte, zwischen Carency bis Neuville, hat man
Tage fünf Divisionen oder etwa 70000 Mann
den Glutosen des Kampfes geworfen, das macht auf
Frontlinie etwa 12 Mann. Und ähnlich gestal-
Wucht des Angriffs an der Loretto-Höhe. Daß die
hier ungeheure Verluste erlitten haben müssen, ge-
Darstellung der Generalstabes unmittelbar her-

Verluste
ziere
immer
weisen
We
deutlich
stab
Tagen
hat,
samme
Darf
Kämpf
der
Loret
heraus
scheit
and
wollen
diese
sode
abge
jewe
die
versu
zosen
komme
schon
ersten
Schil

die Russen mittelbar zu unterstützen und zu entlasten, sie aber ebensowenig erreicht, wie die Hauptaufgabe, die ihnen zu schlagen. Und so will denn der Generalstab mit der Veröffentlichung gerade jetzt dem deutschen Volke wohl

nicht in ihren Besitz; im Gegenteil scheinen sie gegen die Küste hin Raum verloren zu haben. Das alles läßt ihren Wunsch und ihre andauernden Bemühungen sehr erklärlich erscheinen, noch andere Staaten in dieses übereilt begonnene und mangelhaft durchgeführte Abenteuer hineinzuziehen. Denn unzweifelhaft wäre die Eroberung der Dardanellen ein sehr großer moralischer, militärischer und politischer Erfolg.



Unsere Truppen im Osten.
Die Morgentollette der Feldgrauen.

Als neueste Freudenbotschaft kommt die Nachricht von der erfolgten Torpedierung des italienischen Panzerkreuzers „Amalfi“ durch ein österreichisches Unterseeboot. Von den 650 Mann des Kreuzers fanden 180 ihren Tod in den Fluten. Zeugen der Torpedierung berichten, daß das Tauchboot erst auf dreihundert Meter gesichtet wurde und daß der Treffer so glänzend war, daß nicht einmal der Versuch gemacht wurde, die Pumpen in Tätigkeit zu setzen. Jedenfalls hat die österreichisch-ungarische Flotte mit der Vernichtung des „Amalfi“ einen Erfolg errungen, zu dem sie der Bundesgenosse aus vollstem Herzen beglückwünschen darf.

Böse Beispiele verderben gute Sitten. Obschon sich die Herren Italiener nicht in zu hohem

Maße des Vorhandenseins „guter Sitten“ rühmen dürfen, zaudern sie keinen Augenblick, wenn es gilt, bösen Beispielen nachzuahmen. Ihr edler englischer Bundesgenosse hat ihnen

gezeigt, wie praktisch es ist, auf dem Meere unter falscher Flagge zu segeln. Und Italien hat den Vorteil einer solchen Beslagnungsart rasch eingesehen und sich zu eigen gemacht. Es schickte seinen „Giannicolo“, der mit Benzin und Öl beladen war und unter dem Befehl eines aktiven italienischen Marineoffiziers stand, ganz getrost unter der griechischen Flagge in die griechischen Gewässer. Der Schwindel wurde aber von einem griechischen Kriegsschiff aufgedeckt und die Folge wird sein, daß zwischen Griechenland und Italien Gespräche stattfinden werden, die sich



Sanitäre Maßregeln in der Türkei.
Desinfektion der Uniformen verwundeter Krieger.

nicht gerade durch einen herzogwinnenden Ton auszeichnen werden. Alles in allem: wir haben reichlich Veranlassung, mit der gegenwärtigen Kriegslage voll auf zufrieden zu sein.

hikom
n. 92
en sich
afen
und
meter
falt
ussen
en St
re gr
sultat
nieren
effällig
erluf
eren
nmer
weisen
We
eutich
ab
Lagen
at,
am
Carst
kämp
er
oret
erau
schei
ndem
vollen
diese
ode
abge
owen
die
versu
hofen
loman
chon
ersten
Schil
herz
a un
tapf
shö
sten
urch
Ent
nicht
Gran
oder
sein
ber.
t a
man
an
ht a
estab
B d
ge
ber

Eine königliche Kunst.

Von F. Schrönghamer-Heimdal, Leutnant der Landwehr.

Eine königliche Kunst ist das Geben. Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut. Also eine vornehme, verschleierte, verschämte Kunst und — eine sehr zeitgemäße.

Denn zu welcher Zeit in der Geschichte unseres Volkes war Geben notwendiger als heute? Und wann ist diese Kunst allgemeiner und durchgreifender geübt worden als in der Stunde der deutschen Not, in der Wochen und Monate währenden Hilfsbereitschaft? Es wird ein unvergängliches, dem Opfermut der Freiheitskriege ebenbürtiges Ehrenzeichen der Geschichte des deutschen Volkes bleiben, daß alle Volksschichten im Geben einmütig zusammenstanden, ebenso wie draußen die Streiter an den Landesmarken im Kämpfen.

Und doch, scheint mir, ist die Kunst des Gebens noch nicht so allgemein erfaßt worden, wie es dieser großen und ernsten Zeit würdig wäre. Es wird so vielfach vergessen, das Geben etwas Königliches ist. Zuweilen wird man immer noch daran erinnert, daß beim Geben nicht ausschließlich der selbstlose Zweck, den das Wort in sich begreift, im Auge behalten wird. Manchmal fühlt man sich zu sehr in die Zeit vor dem Kriege versetzt, wo man beim Geben so oft seinen Namen in den Vordergrund stellte: in die Zeit der Wohltätigkeitsbasare, wo man öffentlich und namentlich in die Erscheinung trat, oder der Armenbälle und der verschiedenen „Tees“, bei denen man sich die Schwindsucht antanzte, um zur Gründung einer Heilanstalt für unbemittelte Tuberkulose sein Scherlein beizutragen.

Das Unvornehme und Unzeitgemäße dieser Art Wohltätigkeit in gegenwärtiger Stunde fällt sogleich in die Augen. Damit soll aber über derartige Veranstaltungen nicht im ganzen der Stab gebrochen werden. Wenn sie dem ausgesprochenen Zwecke dienen, irgendeiner Kriegsnot oder sonstigen Not abzuhelpen, so erfüllen sie ihre Aufgabe, vorausgesetzt, daß sich die Veranstaltungen und Darbietungen dabei selbst im würdigen, ernsten und erhebenden Rahmen der Zeitvorgänge halten, Veranstaltungen also, aus denen der Besucher selbst vaterländisch angeregt und innerlich bereichert heimgeht. Darbietungen aber, die auf den ersten Blick schon verraten, daß sie mehr dem persönlichen leichten und leichtem Vergnügen dienen als dem vorgeschützten Zwecke der Linderung irgend einer Zeitnot, entwerten die Kunst des Gebens zu einem Almosen oder zum Bettelpennig, den man einem Kirchweihakrobaten in den Hut wirft.

Wenn man aber zu dem Zwecke gibt, um für sich selbst Vorteile oder Ehrungen zu erlangen, so ist das vielleicht menschlich, aber nicht königlich-vornehm und dem Ernste der Zeit angepaßt.

Ich erinnere mich eines typischen Erlebnisses, das mich eben zu diesen Zeilen angeregt hat.

Drit der Handlung: Die Veranda eines vornehmen Hauses im Villenviertel der oberen Zehntausend. 5-Uhr-See. Personen: Papa, ein reich gewordener Viehhändler, Mama und Tochter, die beide unglücklich sind, weil Papa so gar keinen Titel hat als Privatier. Papa scheint sich darüber nicht zu grämen, denn er weiß, was er gearbeitet und verdient hat. Und wie ich weiß, hat er bereits reichlich gegeben und königlich dazu; denn er gab für alle Zweige der Kriegsfürsorge „ungenannt“.

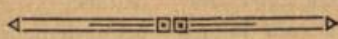
So sitzen sie beim See jedes eine Zeitung in der Hand. Und die Zeitungen bringen außer den Nachrichten vom Schauplatz noch andere Neuigkeiten: Ordensauszeichnungen, Ernennungen, die Bekannten zuteil wurden. Mäuerl hat den Orden bekommen, Kuhn ist Kommerzienrat geworden, Müller Hosielerant, obwohl er nur Schnupstafel raucht. Bei den Tausendern, die sie spendeten, stand breit und klar Name, Beruf, Straße und Hausnummer. Und der Papa hat seine braune Lappen immer nur an einem Sammelstelle abgeführt. Mama und Tochter bestürmten noch einmal in die Tasche zu greifen, und zwar diesmal mehr ungenannt. Gott, wenn doch noch der „Kommerzienrat“ herausspränge! Und dann — wieviel Tränen werden getrocknet, wieviel Not gelindert!

Ein anderes Bild: Wie freute ich mich, als ich von der Heimkehr ins Dorflein und sah, wie die Bäuerinnen den entbehrlichen Stück Leinwand, einen oft jahrelang gesparten Hausschatz, an die Lazarette usw. abgaben, wie die Väter — die Männer und Burschen waren ja alle im Felde — die ganze Fuhren Obst und Gemüse zur Stadt an die Front stellen für die Kriegsnot lieferten ohne irgendeinen Zweck, als nach besten Kräften zu helfen, wo es galt. Und rührend war das Verhalten einer alten Frau, die ihre hart verdienten Ersparnisse zur Kriegsankasse wollte, weil sie nicht wußte, was Wesen und Zweck der Sache wäre. Das sind gefürstete Geberherzen, königliche Geben.

Wie leicht muß die königliche Kunst des Gebens fallen, die durch den Krieg reich werden, die durch den Krieg in einer Woche oft mehr verdienen als sonst im ganzen Jahre. Diesen erwächst geradezu eine Geberpflicht, wenn man bedenkt, daß sie durch einen Umstand, der andere reich, arm, elend und krüppelhaft macht, unverhältnismäßig reich werden. Es sollte nicht notwendig werden, diesen Leuten einen Teil des ihnen durch den Krieg zufallenden Aberschusses dem Steuerwege abzuschöpfen. Der Gemeininn sollte nicht im Gold und in der Bier nach künftigen Jahren ersticken. Fünf Minuten Granatfeuer, das wäre so ein Mittel für Verstopfte, aber es bedarf wohl nur des Gedankens darauf, um der Kunst des Gebens nicht den Kränzen zu rauben.

Nie waren wir mehr ein Volk von Brüdern als heute. Nie war ein gemeinsames Zusammenwirken, ein uneigennütziger Gemeininn notwendiger als in diesen Tagen. Der Vorteil und der Vorteil des einzelnen müssen jetzt untergehen in der Hochflut der Vaterlandsliebe, die sich beim Geben in Betracht kommt, ausdrückt in Zahlen, in Millionen und Milliarden, vom Bruder dem Bruder, von der Schwester dem Bruder, von der Schwester dem Bruder: königlich gegeben, namenlos, ungenannt.

So wie draußen im Felde auf einem stillen Hügel ein Kreuzlein steht ohne Schmuck und Namen — der Soldat gegen den Feind ließ keine Zeit dazu, den Namen des Kreuzes zu schneiden — so wie draußen oft viele beisammen ohne Kreuzlein sogar; aber der Kundige weiß, hier sind die Vesten, die alles gaben, Gut und Blut, Vater und Mutter, Weib und Kind, Geld und Gut, Heimat und Leben. Und die königlichen Ungenannten, die alles den Brüdern und Schwestern daheim gaben, die königlichen, heiligen, namenlosen Geben des Vaterlandes.



Heldentum“ nach französischem Begriff.

Unter dieser Überschrift „Heldentum“ berichtet die „Dépeche“ als „absolut authentisch“ folgendes: Ein Elsässer, im Jahre bei den Mlanen im deutschen Heere gedient, der Protestler geblieben war, entwich bei der Mobilisierung und trat in das französische Heer ein. Er führte sich auf, daß er auf dem Schlachtfelde mit dem Kreuz der Legion ausgezeichnet wurde. Dann aber übertraf er sich noch durch folgende „Heldentat“: Eines Tages er sich den deutschen Linien und antwortete dem Kommandanten, der ihn anrief, auf deutsch im Kommandotone:

„Ich bin ein als Franzose im Mlan. Wo stehen die deutschen und wieviel Offiziere sind hier? Ich bin „Verbindungs-Offizier“ und in Gefahr. Ich muß in 3 Stunden verborgen werden. Nimm mich zu Deinen Füßen.“ Der ehemalige Kommandant, der so sicheren Tones, die deutsche Posten ihn zu führen führte. Man sprach von dem alten Deutschland, die Führer den vermeintlichen Mlan in das nahe Bauernhaus als Wirtshaus diente, die Leute man zusammen. Er sprach viel, nur der Elsässer sprach zurück. In vorgerückter Nacht verließ er zuerst die Posten. Draußen zog er seinen Mantel und wartete. Als die Posten einzeln nacheinander, kam er ihnen die Gurgel durch die Schreie eines von ihnen ihn verrieten. Er hatte heimlich den Haus Schlüssel der Schenke beim Kommandanten mitgenommen und schloß nun von außen die Schenke. Die halbtrunkenen Überlebenden drinnen herauszuholen. Dann schlug er ein Fenster ein und schoß den Kommandanten mit dem Revolver nieder. So tötete er in dieser Nacht acht deutsche Offiziere. Dann kehrte er in die französischen Linien zurück, erzählte seine Tat, und noch in dieser Nacht wurde der deutsche Schützengraben geschlossen. Die ganze Geschichte ist zwar echt „Tartarin von Toulouze“, noch kürzlich wurde an einigen Beispielen nachgewiesen, wie uralte das Motiv ist, daß nacheinander durch ein

Fenster oder eine Lüre kommenden Personen die Häfte abgezeichnet werden. Aber das ist Nebensache; bezeichnend ist, daß sowohl der Militärarzt, der die als selbst miterlebte Kriegsepisode der „Dépeche de Toulouse“ erzählte, und das Batt einen solchen Mordmörder als einen „Helden“ ohnegleichen feiern.

Die polnischen Legionen.

Der „Neuen Züricher Zeitung“ wird von polnischer Seite mitgeteilt, daß die polnischen Legionen im österreichisch-ungarischen Heere, nachdem sie im Verlaufe der Karpathen-Schlacht stark gelichtet worden waren, heute, nach zwei Monaten, stärker denn je stehen, daß sich die Lücken nicht nur aus den Reservebesatzungslagern, sondern vielmehr durch Neureformationen aus den wiedereroberten Gebieten Ostgaliziens und des okkupierten Territoriums Russisch-Polens wieder gefüllt haben. Die polnischen Legionen bilden heute im Bestande der österreichisch-ungarischen Armee eine geschlossene Einheit, die unter einheitlichem polnischen Kommando mehrere Brigaden umfaßt und in welcher alle Waffengattungen reichlich vertreten sind.

Die Strategen.



„Ich wünscht', wir wären schon vor Aduah!..“
— „Wozu — wir schaffen's noch vor Padual“

F. Napoleon I. über die Engländer.

Ein treffender Ausspruch Napoleons I. über die Engländer, der auch auf die gegenwärtigen Verhältnisse sehr gut paßt, findet sich in dem Buche von Wilhelm Bode: „Charlotte von Stein“; da wird erzählt: „Der Bürgermeister von Weimar sprach einmal gegen den Kaiser Napoleon selber, als er wieder durch die Stadt kam, den allgemeinen Wunsch nach Frieden aus. „So lange die Engländer Geld haben, die Welt zu korrumpieren, kann's keinen Frieden geben!“ war seine Antwort.

Das Gerben von Schlangenhäuten

zu Damengürteln hat sich in Madras allmählich zu einem recht einträglichen Erwerbzweig entwickelt.

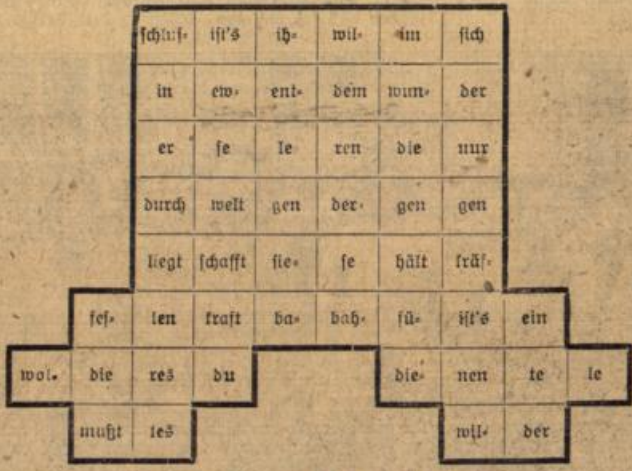
Rästel-Ecke

Seiterrästel.
Die Buchstaben in nebenstehender Leiter sind so zu ordnen, daß die Seitenballen je eine Zahl und die Sprossen einen Nebenfluß der Oder, eine griechische Gottheit und einen nordischen Gott bezeichnen.

Die Buchstaben sind: a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v, w, x, y, z.

Silberrästel.
Manlein dürsten, tut die erste Silbe gut. Jetzt zwei und drei, das macht uns Mut, der Feind das Ganze her, in einem Krieg war's wichtig sehr.

Rösselsprung.



Die Buchstaben sind: a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v, w, x, y, z.

Wortumwandlung.

Ida, Kühle, Groll, Eos, Ohr, Feene, Gaben, Edult, Balge, Gis.

Vorstehende zehn Wörter sind durch Änderung ihres Mittellautes in ebensoviel neue Wörter umzuwandeln. Bei richtiger Lösung bezeichnen dann die zur Veränderung gegebenen Buchstaben, der Reihenfolge der Wörter nach gelesen, einen weiblichen Namen.

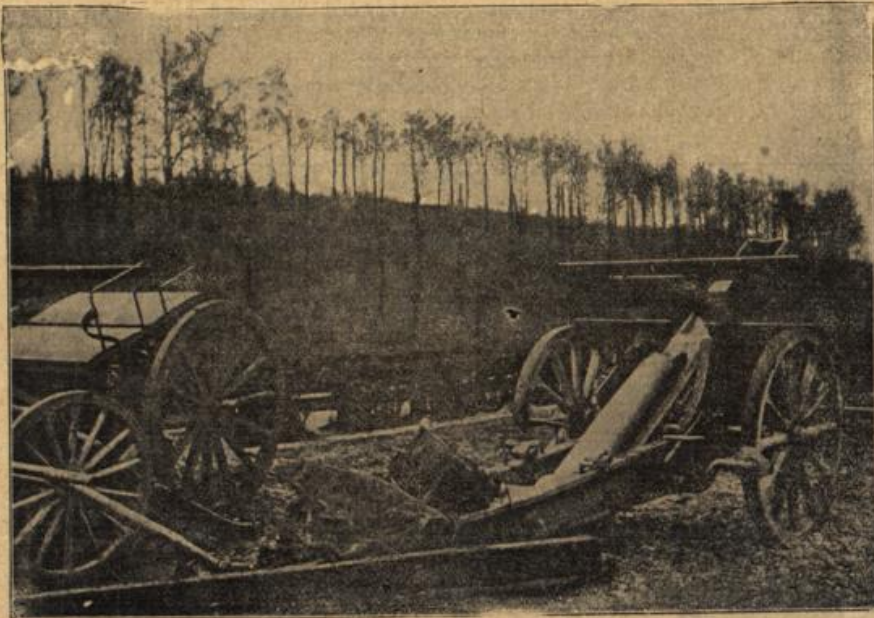
Die Buchstaben sind: a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v, w, x, y, z.

Einschaufgabe.

Was, Fieber, Heer, Baer, Agra, Nier, Paar, Kurt, Fata, Wal, Saat, Cris, Vier, Von, Elen, Lina, Alte, Era, Meer, Bobr, Oden.

Aus jedem dieser Wörter ist dadurch ein neues Wort zu bilden, daß man an irgend einer Stelle einen Buchstaben hinzufügt. Die eingefügten Buchstaben sollen ein Sprichwort ergeben.

Die Buchstaben sind: a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v, w, x, y, z.



Französische Geschütze.

Eine durch die Heftigkeit des Feuerns auseinander geborstene Kanone.



Französische Sandgranatenwerfer nach französischer Darstellung.



French und Joffre auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Links Joffre, der Oberbefehlshaber der französischen, rechts French, der Oberbefehlshaber der englischen Streitkräfte. Der joviale Joffre den man infolge seiner behaglichen Wohlbeleibtheit kaum für den Urheber einer Menge von Offensiven halten könnte, tauscht mit Herrn French, dem Rekrutenweiber, seine Ansichten über die Kriegslage aus. Beide Herren erscheinen dem vorurteilslosen Beobachter weniger als begeisterte Kriegshelden, als vielmehr als Blauderer, die sich statt auf dem Schlachtfeld, auf irgend einer Kurpromenade besser ausnehmen würden. Vielleicht werden sich beide bald einer „Kur“ unterziehen.



Eine russische Kosakenbande.

Unser Bild zeigt uns die Zeit der Russenherrschaft in Stanislaw, wo sich die Verbände haben photographieren lassen. Die Verbände haben ihnen allerdings



Hinter der deutschen Kampffront bei Arras: Gefangene farbige und weiße Engländer.